



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Johanna von Bismarck

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vor dem Mord herumfiebert, daß er eine Offenbarung höchster verklärter Schönheit gehabt habe. „Die Idee war so großartig. Was ist Michelangelos jüngstes Gericht gegen das, was ich der Welt bieten wollte! Was sag ich, berühmt gemacht! Unsterblichkeit wäre uns beschieden gewesen, vereint wir beide — ewig vereint im Ruhme meiner unvergänglichen Schöpfungen!“

Dichtungen, die diese Art von Größenwahnsinn als eine hochheilige Erscheinung feiern, werden dem nächsten Jahrzehnt nicht einen Deut mehr gelten. Doch wir besinnen uns, daß wir im Marktgetümmel stehen, und daß wahrscheinlich nicht mehr bloß das, was über die Bücher gedruckt wird, sondern auch das, was in ihnen gedruckt wird, jetzt zur Reklame gehört.



Johanna von Bismarck

Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat.
Fürst Bismarck



in trüber Novembermorgen hat in dem einsamen Landhause von Barzin dem größten deutschen Manne entrisen, was fast fünfzig Jahre hindurch die Krone seines Lebens und die Seele seines Hauses gewesen ist.

Die Fürstin Bismarck ist niemals eine politische Frau gewesen. Wir Deutschen haben keine Vorliebe für solche Damen, und der greise Staatsmann, der jetzt trauernder Witwer geworden ist, hatte sie am allerwenigsten; er haßte nichts mehr als die „Einflüsse des Altkovens,“ die oft sehr fühlbar und doch selten faßbar gewesen sind und niemals die Verantwortung für das tragen, was sie angerichtet haben. In der That haben bei uns in Deutschland gottlob Frauen niemals eine besondere politische Rolle gespielt; den furiosen Damen der französischen Frondezeit und den schlauen Intrigantinnen unter Ludwig XIV. und XV. oder gar den entsetzlichen Weibern der kaiserlichen Julier und Claudier haben wir nichts an die Seite zu setzen, und wenn einmal auf deutschem Boden fürstliche Damen zur selbständigen Ausübung der Regierungsgewalt gekommen sind, was natürlich nur selten geschehen ist, dann haben sie ihrem Geschlecht und ihrem Volk Ehre gemacht, weil sie immer Frauen blieben. Johanna von Bismarck trug den Fürstenhut, den ihr Gemahl durch unvergleichliche Erfolge erworben hatte, nur als einen Schmuck, niemals als ein Sinnbild der Herrschaft; sie ist niemals etwas anderes gewesen und hat niemals etwas anderes sein wollen als die treue Lebensgefährtin ihres Mannes, und darum ist sie ihm und dem deutschen Volke so viel gewesen.

Auch uns, nicht nur dem Hause Bismarck. Denn der deutsche Mann

geht niemals ganz in seinem Berufe auf; er bedarf daneben auch eine behagliche und geschmückte Häuslichkeit, er will auch Vater und Gatte bleiben, und aus dem Frieden des Hauses schöpft er die beste Kraft auch für sein Amt. Und wohl uns, daß die drei großen Männer, die mit Kaiser Wilhelm I. unser Reich geschaffen haben, Bismarck, Moltke und Roon, in ihrem Hause das gefunden haben, was ihnen die Seele erleuchtete, das Herz erwärmte und sie stählte gegen die zahllosen Widerwärtigkeiten der Außenwelt, und daß wir nicht nötig haben, bei ihnen zu unterscheiden zwischen dem öffentlichen Charakter und dem Menschen und die Augen zu schließen vor dem zweiten, um den ersten groß zu finden. Und dafür gebührt den nun sämtlich abgeschiednen Frauen dieser Männer unser dankbares Andenken.

Doch größeres als Marie von Burt, die früh verstorbene Gattin Moltkes, und Anna Rogge, die Gräfin Roon, hat Johanna von Puttkamer erlebt und geleistet. Als sie dem Deichhauptmann und Abgeordneten zum Provinziallandtage in Merseburg und zum Vereinigten Landtage in Berlin 1847 die Hand fürs Leben reichte, da kannte außerhalb des nächsten Kreises kaum jemand den Namen Bismarck, und wo man ihn kannte, galt er als reaktionärer Junker. Dann kamen die stürmischen Jahre 1848 fg., später die Zeit der Gesandtschaften in Frankfurt a. M., Petersburg und Paris, wo der Abgeordnete zum nationalen Staatsmann reiste, weiter die Periode der schwersten Kämpfe, der großartigsten Erfolge und einer unermesslichen Popularität, endlich die Tage des unfreiwilligen Ruhestandes. Zweimal sah sie in dieser Zeit den Gatten mit ins Feld ziehen, hinaus in Kämpfe und Gefahren, die alles schon Errungene aufs Spiel setzen mußten und nicht am wenigsten Leben und Ehre des geliebten Mannes; zweimal mußte sie erleben, daß Buben die Mordwaffe gegen sein teures Haupt erhoben. Von der schlichten Edelfrau wurde sie zur Fürstin und zu einer der vornehmsten Damen des Reichs. Aber sie blieb immer, was sie ihrem Wesen nach war. Die Zeiten des größten Glanzes waren ihr nicht die schönsten; die Frankfurter Jahre, die Jahre rüstiger Jugendkraft, der heranwachsenden Kinder und eines immer noch bescheiden Daseins bezeichnete sie als die glücklichsten. Was den Gatten betraf, berührte sie ganz wie ihn selber, zuweilen vielleicht noch mehr, denn sie urteilte mit dem Herzen; die Märztage des Jahres 1890 fühlte sie tief leidenschaftlich nach, sie wollte Berlin seitdem nicht mehr sehen und hat es nicht wieder betreten. Aber der Triumphzug im Sommer 1892 war auch für ihre Empfindung wie heller Sonnenschein und eine Entschädigung für manche bittere Stunde. Sie war gar nicht politisch angelegt, aber sie hatte einen scharfen Blick für Menschen, und sie verstand jedes Wort und jede Empfindung des Fürsten; mit feinstem Takt wußte sie ihn dort zu besänftigen und abzulenken, hier anzuregen und weiterzuleiten. Ehrlich und gerade, fest und gütig, schlicht und einfach, ernst und launig, gab sie jedem, auch wer ihr Haus als ein Fremder betrat, sofort das Gefühl, daß er willkommen sei und

zum Hause gehöre. Ihr ruhiges, freundliches Auge und der tiefe Ton ihrer Stimme füllten das Haus mit Glanz und Wärme. Was sie dem Gemahl war und was er ihr war, das verbargen beide nicht, und jeder, der sie zusammen sah, nahm es wahr; für alle ergiebt es sich aus den Briefen des Fürsten.

Wie er es ertragen wird, sie für immer zu entbehren und ihre Gestalt nicht mehr zu sehen, ihre Stimme nicht mehr zu hören, ihre alltägliche und allstündliche Fürsorge nicht mehr zu empfinden, wer vermag es zu sagen! Aber ihm die innigste Teilnahme auszusprechen an dem Verluste, der für einen Greis der schwerste ist, das mag auch diesen Blättern erlaubt sein, die ihm immer treu geblieben sind!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mehr Ehrlichkeit! In den letzten Tagen jammerten die Zeitungen wieder einmal über die Zerfahrenheit der offiziellen Presse. Wir beklagen nur die Zerfahrenheit der Regierung, an der offiziellen Presse aber bedauern wir nicht ihre Zerfahrenheit, sondern ihre Existenz. Blätter, die für offiziös gelten oder gelten wollen — das war der Anlaß zum jüngsten Spektakel —, hatten verkündigt, die Regierung werde dem Reichstage zunächst nur das Maulkorbgesetz und erst nach Neujahr den Etat vorlegen, und nachdem dieses Arbeitsprogramm vierzehn Tage hindurch in der Presse aufs heftigste bekämpft worden war, erklärten die Norddeutsche Allgemeine und der Reichsanzeiger jene Nachricht für falsch. Wir haben nicht die geringste Fühlung mit den leitenden Kreisen und können über das, was hinter den Kulissen vorgeht, vermuten, was uns beliebt. Unter einem Duzend möglicher Annahmen halten wir die folgende für die wahrscheinlichste. Dem Reichskanzler liegt nichts an einem „Umsturz“gesetz; er hat sich nur deswegen entschlossen, Caprivis Entwurf vorzulegen, weil das Ansehen der Regierung leiden könnte, wenn zu guter Letzt herauskäme, daß in dem Budel, der vier Monate lang gebellt hatte und gleich anfangs zum Nilpferd angeschwollen war, gar kein Kern gesteckt hat.*) Einem andern Minister aber, oder der Partei, der er freundlich gesinnt ist, liegt sehr viel an diesem Unglücksgesetz; er fürchtet, daß es bei der Staatsberatung zu Zerwürfnissen zwischen der Regierung und dem Zentrum, sowie den Konservativen kommen könnte, und daß dann diese beiden Parteien für seine Zwecke nicht mehr zu haben sein würden. Deshalb möchte er das Umsturzgesetz vor der Staatsberatung durchdrücken und verbreitet in der Presse das, was er erstrebt, als eine vollendete Thatsache. In diesem Falle hätte also das Presßmanöver den Zweck ver-

*) Andre gehen sogar noch weiter; so vernahmen wir dieser Tage folgende Hypothese. Die Minister und die Reichstagsabgeordneten sind viel zu vernünftige Leute, als daß sie weitere Freiheitsbeschränkungen für notwendig oder nützlich halten sollten. Nur ein kleines Häuflein verlangt und schreit darnach; aber da die Schreier leider sehr einflußreiche Männer sind, so will die Regierung, um ihnen den Mund zu stopfen, dem Reichstag einen unannehmbaren Entwurf vorlegen, dessen Ablehnung im voraus feststeht.